

Peter Hahne

# Passiert – notiert

Geschichten, die das Leben schrieb

media**Kern**

# *Ein Promi-Wirt und der vergessene Ludwig Erhard*

Berlin ist brutal, aber auch Bonn war nicht besser. Zu Neudeutsch: Hire and Fire, Top und Flop. Oder gemäß unserer Kultur: Heute halleluja, morgen kreuzige ihn! Viele solcher Schicksalserfahrungen machte ich schon als junger Journalist, die beste Lebensschule, um vor Illusionen bewahrt zu bleiben. Sonst wird man zum Zyniker – auch was die eigene Person angeht.

Paradebeispiel: Peter Boenisch, einst Chefredakteur von BILD und später Regierungssprecher von Helmut Kohl, nach seinem erschütterndsten Erlebnis gefragt: »Das war auf einem dieser Prominenten-Empfänge in Bonn, wo Grüppchen von Wichtigen und Wichtigtuern sich mischten, wo Small Talk das ernste Gespräch ersetzte, Sektglas in der Hand. In der Ecke stand ein einsamer Mann, mutterseelenallein. Kein Einziger sprach mit ihm. Es war Ludwig Erhard, der Vater des Wirtschaftswunders, der wenige Wochen zuvor als Kanzler abgesägt worden war.«

Da gilt man dann plötzlich nichts mehr, weil jedes frühere Gespräch der mächtigen Position und nicht der Person galt. Und wenn die Macht weg ist, nimmt keiner mehr ein Stück Brot, weil er ja keins mehr hat. Die Chefsekretärin eines Intendanten sagte mir: »Von dem Tag an, als der Chef das Amt nicht mehr hatte, grüßten mich selbst ›die besten Freunde‹ nicht mal mehr.«

In den späten 1990ern lud die Stuttgarter Staatskanzlei Berliner Persönlichkeiten einmal im Jahr in die Philharmonie zu einem besonderen Konzert. Diesmal spielte der weltberühmte Pianist Lang Lang. Ich saß zwischen Ministern des Stuttgarter Kabinetts, die sich dann auch in der Pause intensiv unterhielten. Ich ging ein wenig im Foyer herum und entdeckte einen einsamen Mann, kein einziger Mensch um ihn herum, niemand nahm Notiz von ihm: Lothar Späth. Einer der erfolgreichsten Ministerpräsidenten und Manager, dem vor allem die CDU einst huldigte. Gestolpert über eine verhältnismäßige Kleinigkeit. Von da an Persona non grata. »C«-Leute können gnadenlos sein, Christen wie Wolfgang Bosbach, Erika Steinbach, Friedrich Merz können ein Lied davon singen.

Ich weiß noch, wie mir Bernhard Vogel (CDU), der als einziger Politiker in der deutschen Geschichte in zwei Bundesländern Ministerpräsident war, in meiner Sendung empört erzählte – er kam gerade von Späths Beerdigung –: »Der Grüne MP Kretschmann war da, wie es Stil hat. Von der CDU hat sich kaum einer von denen, die auf der Späth-

Suppe als Fettaugen immer oben schwammen, mehr blicken lassen.«

Doch dann gibt es Situationen, wo Berlin innehält. Dieses knallharte »Halleluja/Kreuzige ihn«-Regime, wo diese gnadenlose, oft menschenverachtende Attitüde herrscht. Das muss kein großer Politiker sein. Als sich am 11. Juli 2018 die Nachricht vom Tode Gerald Uhlig verbreitete, herrschte tiefe Betroffenheit. Gerald Uhlig? Er war der Inhaber des legendären »Café Einstein« direkt neben dem ZDF-Hauptstadtstudio. »Wir beiden« öffneten damals fast gleichzeitig in den sonst noch leeren Bauten. Uhlig »Einstein« war nicht nur wegen des Wiener Schnitzels bekannt, hier gaben sich Politiker, Prominente und Lobbyisten die Klinke in die Hand. Ich habe dazu immer scherzhaft gesagt: »Wenn ein Treffen zweier Leute unbedingt geheim sein, es aber morgen unbedingt in der Zeitung stehen soll, dann muss es im »Einstein« stattfinden.«

Eine Ausnahme habe ich mal erlebt, da saß ich mit Peter Strauch, dem langjährigen Vorsitzenden der Evangelischen Allianz, am Tisch, er hörte das mit und erwähnte es dann nach dem Motto »Was Hahne alles erlebt« in seiner lesenswerten Autobiografie. Gysi und Lafontaine duzten sich am Nachbartisch, ich hörte das zufällig und kommentierte im ZDF sofort aufgrund dieses »Versprechers«: Die beiden würden sich zusammenschließen und eine gemeinsame Linkspartei gründen. In den nächsten Tagen war das Gerücht eine Tatsache. »Einstein«! Reporterglück!

Das Schicksal von Gerald Uhlig hat alle tief bewegt: Er litt seit seiner Kindheit an Morbus Fabry, einer höchst seltenen Stoffwechselkrankheit, die alle Organe langsam zerstört. Auch seine Tochter (17) ist davon betroffen. Und als ob das nicht genug wäre: Seine Frau starb 2012 an Bauchspeicheldrüsenkrebs, nachdem sie noch mit einer Spenderniere ihrem todkranken Mann das Leben gerettet hatte. Da verstummen alle Intrigen, Kungeleien, Korruptionen. »Ein König ist arm, wenn er einen Arzt braucht«, schrieb Jochen Klepper über Friedrich Wilhelm I., den Soldatenkönig, in seinem Roman »Der Vater«.

Oder Andreas Schockenhoff, den ich noch Tage vorher in meine Sendung eingeladen hatte. Außenpolitiker der CDU, der breiten Masse nicht bekannt, aber den Kollegen. Oder doch nicht? Er wurde zum Alkoholiker mit tiefsten Abstürzen, niemand sah nach ihm (der Kranke am Teich Bethesda lässt grüßen!). Er bekannte sich öffentlich, doch ihm gelang das Loskommen von der Teufelsdroge nur schwer, geholfen hat ihm kaum jemand der Kollegen, im Gegenteil. Am 13. Dezember 2014 verbrühte er sich in seiner Sauna tödlich. Als seiner im Bundestag gedacht wurde, wie immer ein weißer Nelkenstrauß auf dem Pult, weinten viele hartgesottene Abgeordnete betroffen. Das Gleiche auch bei dem jungen Philipp Mißfelder, den das Mainstream-Management nicht mehr zu brauchen glaubte, als er nach seinem Ausscheiden als Chef der Jungen Union nicht mehr wichtig war. Ich könnte viele Geschichten dazu erzählen.

Wenige Fromme wussten, wie sehr sich Mißfelder als Christ engagierte. Hängen geblieben ist nur der Satz, er wolle alten Menschen keine Hüftgelenke mehr operieren lassen – ich wäre jetzt also sein »Opfer« geworden. Nach dem Tsunami der Empörung rief

er mich an, was er tun solle. Ich riet: Zerknirscht zurücknehmen und sich dann an der raketenhaften Popularität freuen ... Von dem Tag an kannte ihn nämlich jeder. Übrigens ließ er bei den ökumenischen Gottesdiensten zur Eröffnung des Deutschlandtages der Jungen Union keine Bischöfe und Prälaten, sondern den Evangelisten Ulrich Parzany predigen. Und das nicht am Sonntagmorgen, wo der Restalkohol der durchzechten Nacht selbst den Weihrauch überstrahlte, sondern am frühen Samstagabend, wo alle da und aufmerksam waren. Damit hat er bestimmt mehr bewirkt als mit seiner »Hüfte«.

Es ist wie im wahren Leben: Es ist gut, mal innezuhalten und sich auf das zu besinnen, was an Menschen wirklich wichtig ist. Aber leider ist es wie bei den Silvester-Vorsätzen: Das Haltbarkeitsdatum wird schnell erreicht. Berlin bleibt brutal, jede Woche verlängert sich die Leichenliste.

Unvergessen Sven Kuntze, lange Jahre Moderator des ARD-Morgenmagazins, der nach seiner Pensionierung in meiner Sendung sagte: »Da ist dann der Briefkasten plötzlich gähmend leer. Damit muss man erst mal fertigwerden.« Erschütternd. In Berlin wird man schneller von den Einladungslisten der Parteien und Organisationen gestrichen, als man gucken kann. Ohne Funktion bringt man ja nichts mehr. Unlängst begegnete ich einem Redaktionsleiter, der einmal eine der wichtigsten Sendungen verantwortete. Er wirkte wie ein gebrochener greiser Mann. Der Stern war verglüht.

Deshalb ist zweierlei wichtig: ein zweites Standbein und ein festes Fundament fürs Leben. Da wird es plötzlich (über)lebenswichtig, ob ich dem Himmel entgegengehe oder dem Nichts. Die Todesfrage beantwortet den Lebensstil.

»Es ist nicht wichtig, dass ich gefragt bin, sondern dass Gott nach mir fragt«, so habe ich es der Deutschen PresseAgentur (dpa) in meinem ZDF-Abschiedsinterview gesagt. Interessant: Kaum eine Zeitung hat diesen Satz gestrichen. Im Gegenteil, manche haben ihn extra hervorgehoben, so der Berliner Tagesspiegel. Auch der allerletzte Satz, den ich als ZDF-Moderator im Fernsehen sagte, sorgte für breite Aufmerksamkeit: »Nicht die vielen schlechten Nachrichten, die ich Ihnen in den letzten Jahrzehnten oft bieten musste, sind das Wichtige. Für mich ist die frohe Botschaft der Bibel, die guten Nachrichten des Evangeliums das Allerwichtigste. Mein letzter Wunsch von dieser Stelle: Denken Sie doch einmal darüber nach. Leben Sie wohl, Gott segne Sie!«

Bei mir quillt der Briefkasten über, alles nach dem Motto: »Wo Sie doch jetzt pensioniert sind, können Sie doch den lange aufgeschobenen Vortrag endlich bei uns halten ...« Das zweite Standbein, seit über 40 Jahren! Im Reich Gottes gibt es keine Arbeitslosigkeit, da bleibt man i. R.: in Rufweite! Und wenn ich in Interviews oder Talkshows gefragt werde, ob ich eitel bin, kokettiere ich nicht lange: »Natürlich bin ich eitel, sonst wäre ich ja nicht beim Fernsehen!« Aber ob es mich denn nicht störe, dass sich viele nach mir umdrehen oder mich anquatschen (das war die »Einstein«-Geschichte in der Biografie von Peter Strauch)? Meine Standardantwort: »Ich kenne mehr Kollegen, die krank sind, weil sie keiner (mehr) erkennt, als umgekehrt.«

## *Die Straßen von San Francisco und das Maschinengewehr Gottes*

Seit meinem 50. Geburtstag fahre ich rund um den historischen 9. November nach Kalifornien. Aus zwei Wochen wurde inzwischen ein Monat. Hintergrund: Ich stand vor der Entscheidung, meinen Fünfzigsten mit Pauken und Trompeten zu feiern oder das Geld anders anzulegen. Bei dem Gedanken, dass nirgends so viel geheuchelt wird wie bei Beerdigungen, Jubiläen, Verabschiedungen oder eben Geburtstagen, entschloss ich mich zu einer USA-Reise, nachdem ich das wunderschöne Land schon auf mehreren Rundfahrten erlebt hatte. Kalifornien, Highway No. 1, Flüge von/nach San Francisco oder Los Angeles und dann Station in zwei meiner Lieblingsorte: Carmel-by-the-Sea und Santa Barbara.

In Carmel, dem besseren Hollywood und der »Wochenendwohnung« der wirklich Bedeutenden aus Silicon Valley, bin ich aufgrund der Altersstruktur einer der Jüngsten. In der Universitätsstadt Santa Barbara ist es dann genau umgekehrt. Aber mit Ex-Bürgermeister Clint Eastwood bei Da Giovanni zum Dinner zu sein, wo gibt's das schon? Oder die beiden Computer-Milliardäre mit Lieferkontakten zum Bundesnachrichtendienst, die mir nach der dritten Flasche Cabernet Sauvignon aus Paso Robles prophezeiten, dass Deutschland in zehn Jahren dem Islam unterworfen sei. Es ging schneller ...

Ich kenne dort inzwischen jeden Stein, der Urlaub beginnt mit dem ersten Tag. Das ist ohnehin mein Prinzip: Man verlängert sich die Ferien, wenn man immer gleiche Orte ansteuert. Abenteuer habe ich genug im Alltag. Und es gibt schrullige Rituale: So richte ich es immer so ein, dass ich auf dem Weg nach Santa Barbara mittags in Pismo Beach vorbeikomme, oft auch eine Nacht dort bleibe. Dort lernte ich vor 25 Jahren auf einer Rundreise die holländische Gründerin von »Fish and Chips« kennen, eine gläubige Methodistin. Sie ist längst tot, aber ihr Enkel empfängt den Berliner TV-Mann jedes Mal zu den besten Fish and Chips, die ich kenne, als käme ich täglich vorbei: »The anchorman from Berlin.«

Oder das tägliche Breakfast in »Andersen's Bakery«, ein Traum von Dänemark mitten im Gerichtsviertel von Santa Barbara, wo gegen Michael Jackson oder 2003 gegen Thomas Middelhoff verhandelt wurde, dessen Entourage gar nicht merkte, dass der T-Shirt-Touri am Nachbartisch alles mitbekam und wer er war.

Was macht man, um den Jetlag, die Zeitverschiebung zu überwinden? Etwas tun, wenn man wach wird, sich nicht im Bett wälzen. In San Francisco setze ich mich nachts ins

Auto, um »Die Straßen von San Francisco« zu erleben. Nichts ist schöner, als die steilen, menschenleeren Straßen rauf- und runterzudüsen (bei aller Vorsicht natürlich ...). Die gewundene, allseits abgebildete Lombard Street ist langweilig, da muss man im Schneckentempo Slalom fahren. Die steilste heißt Filbert Street, Warnschilder überall. Man hat den Eindruck, das Auto steht senkrecht und stürzt ins Meer – in diesem Fall ein einzigartiges Lichtermeer. Und dann hoch zum Telegraph Hill mit der schönsten nächtlichen Aussicht über die Stadt. Eine Stunde durch das Viertel und man kann wieder bestens schlafen.

Oder ich schaue im Fernsehen die legendäre Sendung »Billy Graham Classics«. Alte Vorträge des großen Evangelisten, in Schwarz-Weiß und in überfüllten Hallen oder auf riesigen Straßen, die extra gesperrt wurden. Unsere Geburtstage haben wir lange »zusammen« gefeiert, er hat zwei Tage vor mir. In den TV-Nachrichten oft der Aufmacher, immer kam irgendein Präsident zu Besuch. Ich hatte ihn ja von Kindesbeinen an in Deutschland erlebt, zum Beispiel bei der »Euro 70« in der Dortmunder Westfalenhalle. Dann ganz persönlich beim Mittagessen auf der EKD-Synode in Suhl 1992, Vorbereitung von »ProChrist«.

Wie ist man mit diesem Mann in deutschem Theologen-Hochmut umgesprungen. Diese erbärmlichen Loser, diese Verlierer mit ihrer Theologie der leeren Kirchenbänke. Ausgerechnet die, die im Reich Gottes nichts bewegen, haben diesen bewegenden Verkündiger der Guten Nachricht belächelt. Wie hat man über ihn gespottet. Ich habe es oft genug erlebt.

Dabei hat er mehr erreicht als alle Theologen Deutschlands zusammen nicht. Er wurde als Vietnamkrieg-Befürworter und Nixon-Freund verleumdet. Dabei hatte er weltweite Kontakte wie kein anderer Christ auf Erden. Er ging bei den amerikanischen Präsidenten, den Päpsten und den Mächtigen dieser Welt ein und aus, ihm gelang es, Predigten jenseits des Eisernen Vorhangs zu halten und das Fernsehen zu nutzen wie niemand vor und nach ihm. Und die linken Spötter, diese armseligen Leichtgewichte, übersehen geflissentlich, was deren Ikone Martin Luther King sagte: »Ohne Billy Graham wäre meine Bürgerrechtsbewegung anders verlaufen.« Er war der Erste, der bei einer Massenveranstaltung den Zaun wegnahm, der Schwarze und Weiße trennte. Und als sich der Organisationschef weigerte und mit Kündigung drohte, machte es der Evangelist mit seinen eigenen Händen.

Billy Graham war Seelsorger der Mächtigen. Donald Trump, der ohne TV-Kameras und ohne Tamtam an einem seiner letzten Geburtstage teilnahm, ließ seinen Leichnam am 28. Februar 2018 im Kapitol in Washington aufbahren. Während die deutsche Überheblichkeit ihren Gipfel darin fand, dass die EKD erst kondolierte, als die Evangelische Nachrichtenagentur IDEA danach fragte, erwies ihm das amerikanische Volk die höchste Ehre. Auch die Präsidenten George W. Bush und Bill Clinton verbeugten sich vor dem großen Zeugen von Jesus Christus.

Ich hörte Billy Graham 1997 in San Francisco. Sein »Kreuzzug«, wie er seinen Einsatz